

Alltag für alle

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlages aus: Rainald Goetz. *Abfall für Alle. Roman eines Jahres*, © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999

Abfall für alle. Mein tägliches Textgebiet. Tagebuch, Reflexions-Baustelle, Existenz-Experiment. Geschichte des Augenblicks. der Zeit, Roman des Umbruch-Jahres 1998.

Ein Tagebuch zunächst mal also, so erzählt Abfall für alle vom Leben eines Schreiber-Ichs in Berlin. Er sitzt an dieser Arbeit, schreibt und probiert zu schreiben, er geht einkaufen, schaut Fernsehen und liest die Zeitungen. Er geht ins Kino, ins Theater, schaut Ausstellungen an. Und er verweist und trifft Freunde, fast schon fiktiv, und redet ganz echt mit allen Mitbewohnern und Sprechern im Raum des Medialen.

1 *Abfall für alle* ist Bestandteil des fünfteiligen Zyklus *Heute Morgen (Geschichte der Gegenwart)*, zu der außerdem gehören: *Rave*, *Jeff Koons*, *Celebration* und *Dekonstruktion*.

Dem Internet, wo das Buch, in täglichen Lieferungen publiziert, Stück für Stück entstand, verdankt der Text seine äußere Gestalt: die häppchenartige Form; das Ideal seiner Sprache, alltäglich, zugänglich, lebensnah. Und vor allem die innere Ökonomie: von den Gedanken an das schweigende Leser-du, von dessen Interessen, Eile und Ungeduld fühlte der Text sich geführt und gehalten, erwartet und hervorgebracht.

Neben diesem fiktiven Leser, einer milden Freundlichkeits-Instanz, hat der Roman einen herrischen Autor: die Zeit Sie schickt ihren Helden hinaus ins Leben, täglich neu. Minuten-Notizen protokollieren das Erlebte, Geistes-Zustände. Blicke, Beobachtungen, Geschehnisse außen und innen: hysterisch, verschleiert, konkret und absurd, grotesk überpräzise und komplett normal zugleich. Spannend.

Schließlich war, ein Traum, der wahr geworden ist, das Buch entstanden, das ich bin. Das ich immer schreiben wollte, von dem ich immer dachte, wie könnte es gelingen, das einfach festzuhalten, wie ich denke, lebe, schreibe. Von seiten des Todes her gesehen. – Was mir also gefällt, am Buch Abfall:

der Realismus
der Ideen-Vorrang
die Banalität der Dämonie des Alltags
das Schreiberleben
6 die Stille

der mediale Lärm
die Fiktionalität der auftretenden Personen
die argumentative Pedanterie
das Tasten
das urteilsmäßige Rumholzen
die Gleichwertigkeit aller Dinge
die Poetologie, die ästhetische Theorie
strukturell fragmentarisch, fragmentiert von Zeit
die Zeitmaschine
das Jahr
die Minutendinger und ihre Plausibilität
die Sekundengedanken: der Wahn
Tag für Tag, die Erzählung
Zahlen und Ziffern
ALLES IST TEXT
und über und unter und in allem: Melancholie

Redaktionelles Vorwort – dazwischengeschoben. Selten begegnet einem die Reflexion von künstlerischer Produktion und alltäglichem Leben so unmittelbar und unverstellt. Selten wird deutlich, wie unauflöslich beides miteinander verzahnt sein kann, im Falle von Rainald Goetz auseinander hervorgeht, aufeinander angewiesen ist, einander bedarf: künstlerische Produktion und alltägliches Leben. Abfall für alle¹ (für den Hinweis auf dieses Buch danke ich dem Komponisten Michael Maierhof) erwies sich in dieser Hinsicht nicht nur als außergewöhnliches Leseerlebnis, sondern enthält zudem eine Reihe theoretischer Gedanken für eine längst fällige Ästhetik des Alltags, ausgehend von der Kunst. Aus dem 862 Seiten umfassenden Buch habe ich für diese Veröffentlichung einige dementisprechende Passagen extrahiert und, dem Verlauf des Buches folgend, zusammengestellt. Angetan vom Thema dieses Positionen-Hefes erteilte Rainald Goetz erstmals die Genehmigung zu einer Veröffentlichung unabhängig vom Kontext seiner Bücher. Dafür sei ihm an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. – In Form und Struktur folgen die Aufzeichnungen dem Original einschließlich der vorangestellten Zeitangaben, ebenso in Orthographie und Zeichensetzung. Die jeweils vertikal durch die Redaktion dazwischen gesetzten drei Punkte verweisen auf umfangreiche Text-Auslassungen. Der diesem Zwischenwort vorangehende Teil wurde dem Klappentext der 3. Auflage 2001, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main entnommen.

(Gisela Nauck)

1719 jetzt
steht also der erste Abfall im Netz – beim Versuch den zweiten gleich hinterher zu schicken meldete das Programm in riesigen Buchstaben:
Error: script
[http //www.suewestnet.de/rainaldgoetz/scripts/add.pl](http://www.suewestnet.de/rainaldgoetz/scripts/add.pl)
encountered FATAL ERROR

okay, Steinzeit immerhinchen geht es ja so
bißchen

22 Zeilen

70 Anschläge

Datum und Ort oben: weg

Schlüssel unten: weg

Einzug: kleiner

auf Mitte: wie?

1857 eingekauft

und Nachrichten gekuckt. Wie scheußlich das Ganze natürlich werden kann, wenn da dauernd auf die Art ins Blaue dahergelabert wird. Andererseits geht es ja genau um diese Art von Dreck, absurderweise noch mal andererseits genau um eine FORM dafür. Es gibt ja nichts, was ich nicht sagen würde wollen, was ich denke, finde, tue. Die Frage ist nur, WIE kann es rauskommen, ohne zu nerven. Ohne forciert wahrhaftig zu sein.

PRAXIS

2312 Fernsehen

Das Grundnahrungsmittel.

Hunger, Freude, Alltag, Reichtum.

◆ ◆ ◆

ich will lesen, arbeiten, allein sein
fernsehen, reisen, mich bewegen
frei

ich will frei sein
nur frei sein

nicht die vom mündlichen Erzählen schon ganz abgeschliffenen, fertig gemachten Geschichten auftischen und verzapfen wollen, im Schriftlichen, im erzählenden Text, – aber eben umgekehrt auch nicht aus den finster geheimnisvollen Tiefen des ganz und gar STUMMEN der Dinge und den menschenfernen freien Höhen der Abstrakta her sprechen wollen – sondern so einen Mittelort suchen, wo das ausgesprochene Wort sensationell ist, Diskretionsgrenzen berührt, das Denken verändert, Bilder schafft und präzisiert – wo also die gesprochene Sprache als was Tolles erlebt wird, Vergnügen spendend, banal, alltäglich und doch sehr MÄCHTIG, aber nicht zu was Heiligartigem hinstilisiert wird, sondern in ihrer Gebrauchsgestalt sozusagen heimlich nur verehrt wird – und wo die Erzählungen im Mündlichen so Eichmesser und Naturalhorizonte sind für Klang und Stimmigkeit der schriftlichen Erzählungen – erzählen wie erlebt und erzählt –.

PRAXIS

◆ ◆ ◆

Donnerstag, 5.3.98. Sturm.

Welche Formen gibt es noch? Oder eher: gibt es denn wirklich irgendwelche NICHT mehr? Das gegenständliche Porträt, den Roman, die E-Musik-Oper. Den Stummfilm gibt es ja nun nicht mehr. Wobei ich das eigentlich gar nicht so genau weiß. – Der Punkt ist: die meisten Deklarationen zur Gegenwart und Befunderhebungen am Status der Zeit und die daraus gefolgerten Konsequenzen sind eigentlich eher – nee, anders: es wird immer so locker aufgezählt von den Aktualitäts-Beobachtern, was die Gegenwart gebieten würde. Und mir kommt das immer sowohl ohne wirklichen Blick auf die Vergangenheit vor, wie ohne jegliches Verstehen der Gegenwart. Der Witz ist vielleicht, daß genau das schon der Fehler ist: sich als Beobachter der Gegenwart zu sehen. Daß das genau der Unterschied zur Vergangenheit wäre: daß man die nur beobachten kann, die Gegenwart aber selber nur sein kann, leben muß. Und daß das das Anstrengende und Schwierige ist, die Zeit mehr oder weniger einfach durch sich durch zu lassen. Für die Gegenwart kann man sich nicht interessieren. Die Gegenwart ist ein Zerstörungs- und Erschöpfungsvorgang in einem, dem man ausgeliefert ist, sich hingibt, der man dadurch WIRD. Und von da aus ausgehend geht es immer um Vergangenheit, die Schwierigkeit, die Ferne des Vergangenen wirklich zu erkennen, zu sehen, zu verstehen. Wie es damals war. In dieser geistigen Arbeit verglühen alle blöden, läppischen, zu kurz gedachten Gedanken über die Gegenwart. Und die Konstruktion der Vergangenheit positioniert einen zurück in die Gegenwart, aus der heraus man natürlich agiert. Klaro, Banalität. Aber der Ausgangspunkt: durch diese Entfernungs-Bewegungen werden alle direkten Beobachtungen der Gegenwart gebrochen, problematisiert, fraglich, entdirektifiziert. Als Beispiel: daß man aus Foucaults Untersuchungen zum XVII. Jahrhundert vielleicht mehr über die Zeit der 1960er Jahre erfährt, als aus Roland Barthes *Mythen des Alltags* über die ausgehenden 1950er? Falsche Zuspitzung. Idee richtig.

◆ ◆ ◆

Neue Woche, neue Bücher, altes Leid.

Montag, 9.3.98, Berlin.

Sonntag, klar, kalt, leuchtend.

Das alte Lied.

KRANK

Letztlich stelle ich mir eine Literatur vor, die wie Zeitung ist. Noch nicht mal wirklich Besser als Zeitung, sondern nur erweitert um dieses eine reale Einzelmoment, das jeder einzelne Leser der Zeitung zufügt, durch sein Lesen, in Gedanken, in Gesprächen, durch seine Interessen, sein emotionales Geführtsein von seiner Geschichte, all das als sozusagen abstraktes Schwerefeld, nicht EIN konkretes Leben, sondern die allgemeine Tatsache, daß dem Allgemeinen ein Ich gegenübersteht, ixzillionenfach. Diese Kollision oder Interferenz: das wäre das mehr, das ich von einem Buch erwarte, von Literatur. Sicher nicht, daß sie ist wie Literatur, das ist sie ja eh. Da kann sie ja nur weg wollen davon.



1343. Neulich am Telefon mit Felix, noch mal zur Gewaltdebatte. Er beklagte, daß bei jedem Gespräch über Filme, Platten und ästhetische Erzeugnisse aller Art immer wieder neu bei Adam und Eva angefangen werden müßte, mit den Argumenten. Daß man nie auf Resultate zurückgreifen können würde, die in früheren Gesprächen erzielt worden wären. Worauf man sich nach schwierigen Debatten geeinigt hätte. – Und ich stimmte gleich zu, ja, stimmt, was für eine unsinnige Kraftvergeudung. Was für ein Stillstand dadurch. Die Langsamkeit des Vorankommens dadurch usw.

Und dachte dann gleich danach: falsch. Daß das einer der vielen Unterschiede zum wissenschaftlichen Welterkennen wäre: daß die ästhetische Erfahrung, auch durch ihre Nähe zum Sinnlichen, von Erinnerungslosigkeit lebt. Daß ein großes Kunstwerk wirklich bei Adam und Eva anfängt und alle Fragen von A bis Z aufwirft, neu, für jetzt. Das Erschütternde der Kunst, das Umwerfende. Daß ihr Leben von diesem Atmen in der Gegenwart abhängt, wie das eines menschlichen Körpers, der auf das gegenwärtige Neufunktionieren JEDER grundlegenden Funktion immer neu angewiesen ist, andernfalls sehr schnell stirbt.

Ausgangspunkt eben war ein bekanntes Foto von Foucault, das mir in den Sinn kam, wo er an einem großen, fast wohnzimmerartigen Schreibtisch sitzt, Papiere und Bücher vor sich und neben sich, und UMGEBEN von lauter Büchern, die Wände hinter ihm: Regale von oben bis unten, voll, lauter Bücher. Daß DAS die Position der Rede der Wissenschaft wäre: aus der Fülle alles bisher Gesagten sprechen. Die große Kette der FORTFÜHRUNG der Argumente. Und die Qualität von Wissenschaft genau davon abhängen würde, wie es gelingt,

die Last dieser Verantwortung ganz zu übernehmen und dennoch, irgendwie, ja, sozusagen auf die leichte Schulter zu nehmen.

Und welcher Art genau eigentlich der Unterschied wäre zum poetischen Sprechen? Das doch auch sagt: ich stehe unter Aufsicht. Alles bisher Geschriebenen. Daß die Fortführung vielleicht auf eine gewissermaßen ABSTRAKTERE Art stattfindet. Daß mehr das VERHÄLTNIS übernommen wird, zwischen dem Kunstwerk und seiner Erfahrung, zwischen der Rede der Schrift und dem im Zuhörer davon Ausgelösten, Bewegten. Ja, ich muß mein Leben ändern. Daß der Kick dieses Effekts nach einer immer neuen Neuformulierung verlangen würde. Daß die Aufsicht alles bisher Geschriebenen also nicht fordern würde: daß das Bisherige fortgesetzt würde, auf irgendeine bestimmte Art. Sondern eher beobachten würde: ob das Neue so WIRKT, wie das heute Bisherige früher, in seinem eigenen früheren Heute. – Das große Gespräch der Wissenschaft mit der Vergangenheit. Das der Kunst mit der Gegenwart. PRAXIS.



LABOR

Nochmals: so beginnt es also. Diffus, chaotisch, wirr, bißchen geträumt. Montäglich bedrückt, morgendlich zuversichtlich. Es beginnt auch, von einer noch grundsätzlicheren Sicht her gesehen, mit dem Schrei, mit dem die meisten von uns wahrscheinlich diese Welt hier begrüßt haben. Oder eben: mit der Stille des Erwachens am Morgen.

Mit einem bestimmten Geisteszustand, der mit diesen vagen, träumerischen Phantasien, die ich als die Formphantasie empfinde, sehr viel zu tun hat. Wenn ich beobachte, in welcher Art von ganz besonderer Funktionsweise mein Gehirn am Morgen sich bewegt, dann lasse ich mich gerne von einer meiner medizinischen Irrideen, die mich immer jagen und amüsieren, zu der Überlegung verführen, –

daß das Gehirn nachts ja endlich mal Ruhe hat von dieser Hirnrindenaktivität, mit der der Geistesmensch das Gesamthirn ununterbrochen terrorisiert, daß diese Hirnrindenaktivität also schweigt, und das Gehirn als Ganzes seine Freundschaft mit diesem Körper, in dem es ja lebt und für den es ja arbeitet und den es ja überwacht und von dem es ja wiederum auch lebt –

und also sozusagen jede Nacht sich da etwas erneuert, wovon der Intellektuelle untertags –

der sich ja ganz woanders bewegt – nichts erfährt. Das geschieht also nachts. Und erquickt von dieser neu geschlossenen Freundschaft mit dem Körper triumphiert das Gehirn also auf eine Art. So stelle ich mir das vor.

Stille

Diese Stille, in die dieses morgendliche Hirn also erwacht: zugleich eine revolutionäre Stimmung, kann man sagen, etwas sehr Jugendliches. Ein alles über den Haufen Schmeißendes, im Konzeptuellen. Was kostet die Welt? Los gehts. Neuer Tag, neues Glück. Alles ist möglich.

◆ ◆ ◆

Ich hatte angefangen, nach der Lektüre von Verführungen, eine kleine Erzählung zu schreiben, ganz was Perverses, und dieses auf vielleicht 20 Seiten angelegte Ding trug den Titel DIE ENTtäUSCHTE FRAU. Eine Architektin, Anfang 40, zwei Kinder. Der Vater der Kinder, ein Unityp, Italiener, hat gerade ganz hohl und stumpf und doch so unwiderlegbar nachvollziehbar zugleich, beschlossen, er hat was besseres zu tun, als Familie, Frau, Geschrei, Gejammere und all das Übliche. Er will sich endlich habilitieren. Und den meisten Rest kennt man so in etwa.

Anschrift: Vom Elend ausgehen.

Womit sich die Geschichte für mich natürlich auch schon erledigt hatte. Es muß so etwas dann ja nicht unbedingt auch noch ausgepinselt werden.

Und wie ich aber da beim Schreiben plötzlich merkte, bei der Darstellung des Elends dieser eben etwas komplizierter strukturierten enttäuschten Frau, –

wie ich es HASSE, und wie falsch ich das finde, wenn Realismus heißt: das gibt es also, das ist so. Dieses Elend stelle ich erst mal einfach so dar. Ich weise darauf hin, daß es das gibt. Usw usw usw.

◆ ◆ ◆

Und man sieht an Willemsen oder Küpperbusch, die ja irgendwie so agieren, als wäre in der Welt nichts Neues passiert seit Musil und Tucholsky, und sich einem in dieser Tradition stehenden, aufgeklärten Denken verpflichtet sehen, wie quälend naiv eine solche, man muß ja wirklich sagen, vermeintliche Intelligenz heute wirkt. Weil sie Ideen im Kopf hat und

äußert, anstatt aufnimmt, was vom real geäußerten WORT herkommt. Die Realität der Sprache also.

◆ ◆ ◆

Deshalb heißt die Gegenwart nicht Postmoderne, schon lange nicht mehr, aber auch nicht Zweite Moderne, auch wenn der lustige Herr Beck es sich noch so sehr und noch so schön genau so ausgedacht hat so – nein, die Gegenwart heißt schlicht und einfach HOCHMODERNE. Denn wenn es eine Parallele gibt von jetzt zu früher, dann die zur Renaissance.

All das heißt also für die Schrift: Wenn sie ihren Weltblick so vielfach vermittelt sieht: Die Literatur wird dadurch freier, beweglicher, abstrakter und asozialer. Man könnte auch einfach sagen: toller.

Andererseits, umgekehrt, klar: Unbeobachtbare Welt: Unsinn. Mediale Vermittlung: Horror.

Realismus heißt natürlich doch auch: persönliche Deckung. Wendet sich gegen alle ausgedachte, schlaue, verspielte Parasitär-Literatur.

Die Welt ist nicht unbeobachtbar.

◆ ◆ ◆

In dieser Arbeitsphase der Welt-Ausrichtung sucht und tastet der Text nach einem Ort, an dem stehend, von dem aus sprechend, ihm einerseits die ganze Realitätsfülle der Erfahrungen und Geschichten zugänglich wäre –

und zugleich eine Darstellungsweise, vielfach gebrochen natürlich wie das öffentliche Sprechen in sich, –

praktisch ZUFALLEN würde, –

die die augenblickliche Diskretionsgestalt dieses Öffentlichen genau so ausschöpft, wie sie ist, ohne ihr Gewalt anzutun.

◆ ◆ ◆

Soziale Realität

Das Verrückte ist: Ich weiß nichts darüber. Praktisch nichts. Ich versuche, politisch zu denken, und stelle fest: es geht nicht. Problem Macht. Politik. Davon handelt doch Jahrzehnt der schönen Frauen.

Ich gehe auf den Balkon und sehe Kinder, Müllfahrer und zwei Frauen mit orangen Ruck-

säcken am Rücken. Sie gehen richtung See-
straße. Vielleicht sind sie glücklich. Vielleicht
sind sie aber auch exakt genau so kaputt wie
ich.

Woher weiß der politisch denkende Mensch,
was er über die Welt weiß und denkt? Er hat
sich selbst verstrickt in Weltrealitäten und So-
zialprobleme. Das fasziniert mich, darüber
muß ich noch einiges rauskriegen.

Heute nicht mehr.

Ich bin nämlich am Ende.

Einen SCHÖNEN Abend, ruft der Sommer,
wiedersehen.

Coming up next: TEXT.

◆ ◆ ◆

1232. Nur eines noch: neulich schrieb ich Durs
Grünbein ein Fax, eine geplante Reise betref-
fend, und da erlaubte ich mir die gutgelaunte
Frage, ob ich hoffentlich nicht beim Dichten
störe, unter Anfügungen einiger Gedicht-
Scherzartikel-Worte wie: »mitnichten Dichten
nicht vernichten«. Aber das kam beim Dichter
selbst nicht so wahnsinnig gut an, hatte ich
den Eindruck. Irgendwie verständlich, als
Dichter ist man vom Prinzip her so beladen,
erst-last-technisch gesehen. Man hängt so
elend fest in der Sprache. Wo ist sowas wie
Luft richtung Wind und – ja: Wetter, ganz ge-

nau, denn das heißt ja: jenseits davon. Schwie-
rig. Wie kommt man raus aus der Sprache, zu
den normalen Sachen, zu den echten Worten,
zu neuen Erfahrungen, zum Nichtsprachlichen
und superalltäglich Alltagssprachlichen,
zur Welt eben. Davon handelt KRANK.

◆ ◆ ◆

Und jede fertige Arbeit, so Abfall gegen Ben-
jamin, macht dann sichtbar: das Werk ist eben
NICHT die Totenmaske der Konzeption, son-
dern ihre Weltform, ihre Lebendgestalt, ihr Le-
ben. Reicher, vielgestaltiger, schöner als in den
kühnsten konzeptionellen Visionen erträumt.
Realität, nicht Idee.

◆ ◆ ◆

1954. Meine Lieblingsvorstellung vom Effekt
der Täglichkeit einer so abstrakten Nähe ist
das Verschwinden des Texts im Leben des Le-
sens. Daß sich vielleicht nur ein leicht gesteig-
ertes Gefühl für die eigene Zeit ergeben wür-
de: 98, als Abfall lief, und ich ... – ■

